

Christian Lehnert: Geht uns für den Glauben die Sprache aus?

Wasserkirche Zürich, 23. Januar 2014

1. Sprachnot: Die verbrauchte Sprache

Wenn Christen heute von Gott und ihrem Glauben sprechen wollen, sind sie in einem merkwürdigen Dilemma: Die Worte geraten meist schnell an ihr Ende, wo sie gerade erst anfangen, etwas zu bedeuten. Sie wirken abgenutzt, ja ideologisch. So tausendfach ist schon das Wort „Gott“ mißbraucht worden, so andauernd wird es mißdeutet und mit Eigeninteressen verschmutzt. Wenn ich als Liturg vor den Altar trete, vor mir die aufgeschlagene Agende und im Rücken die Gemeinde, die auf meine Worte wartet, bin ich mir immer öfter plötzlich meiner Stimme nicht mehr sicher. Über den Nacken zieht ein Kribbeln, und ich weiß nicht, ob ich laut sprechen kann. Eine instinktive Unsicherheit, ein Zögern: Was tue ich hier? Wie soll ich vernehmlich beten und mit welchen Worten? „Laß uns...“, „Gib daß...“, „Guter Gott...“ Ist es mir noch möglich, solchen Formeln zu folgen? Wäre es nicht besser zu schweigen, wortlos Gott zu nähern und zu zeigen: Mir fehlen die Worte, ich weiß nicht, was ich sagen kann?

Viele Gebete, die mir begegnen, sind voller abgegriffener Metaphern, semantischer Hohlformen, verkommener Routinen einer binnengeschichtlichen Sprache. Zähes Rinnensal einer seit zwei Jahrhunderten dauernd kontaminierten religiösen Wortflut. Was hat man nicht alles mit Gebeten verschleiert! Was wurde nicht alles schön gebetet! Wie behaglich haben es sich Gläubige oft gemacht in Worten, die sie bestätigen und beruhigen, die sie gegen die Wirklichkeit abschotten. Kirche als ein kollektives Überredungsritual, ein kuschelig-gemeinsames Augenschließen, das noch gegen die eigenen Wahrnehmungen von innen immunisiert?

2. Sprachnot: Die andere Sprache

Noch etwas kommt hinzu: In jenem immer dichteren Sprachwald, wo heutige Exemplare der Gattung Mensch nach Witterung laufen und reflexartig jede sprachliche Erscheinung nach versteckten Fallen überprüfen, haben es religiöse Sprachformen schwer. Denn in der Gegenwart herrscht ein bestimmtes Verständnis sprachlicher Äußerungen fast allgegenwärtig in der Öffentlichkeit vor. Der Wissenschaftstheoretiker Bruno Latour hat es einmal die „Doppelklick-Kommunikation“ genannt.

Was heißt das? Ein Wort sei gewissermaßen der Zugangscode zu einer Tatsache. Hier ist das Wort „Tisch“, Doppelklick: aha, ein realer Tisch ist gemeint. Hier steht das Wort

„Universum“, Doppelklick: Der Blick gleitet zum Himmel. Aha, da ist ein unermeßlicher Raum, weit und unbekannt. Hier steht das Wort „Gott“, Doppelklick: ... nichts. „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht.“, sagte einmal Bonhoeffer. Was also ist das für ein Wort? Wozu taugt es, was bringt es, wenn es auf keinen Fakt der Wirklichkeit verweist? So fragen viele Zeitgenossen angesichts einer Sprache, religiöser Sprache eben, die sich der Doppelklick-Kommunikation entzieht.

Verunsichert füllen vielen Christen leider die eigentlich wohltuende Lücke, die das Wort „Gott“ in den gängigen Sprachflüssen bedeutet, schnell aus, weil sie spüren, daß der Abschied von dieser allbeherrschenden „Doppelklick-Kommunikation“ sie in Nischen treiben würde. Dann entstehen merkwürdige Sprachformen: Das Wort „Gott“ Doppelklick: „bestimmte Hirnströme“ oder auch „Chiffre für das Weltganze“ ... Ja, auch viele erfahrene Kirchenleute tappen in diese Falle: Das Wort „Gott“, Doppelklick: „aha, gut für die seelische Gesundheit“ oder „Glücksvoraussetzung“ (beim bayrischen Landesbischof etwa hört man das öfter) oder, ganz besonders beliebt: „Gott“ Doppelklick: „Garant für gesellschaftliche Werte“ oder „Begründungshorizont sozialer Systeme“.

Aber der ehrliche Gläubige zögert: Das Wort „Gott“ ... und der Bildschirm bleibt leer. Da ist nichts, was sich sagen ließe. Ja, das Wort „Gott“ unterwandert die verbreitete quasinaturwissenschaftliche Doppelklick-Art des Sprechens. Da ist ja auch nichts, worauf das Wort verweist, aber eben auch nicht „nichts“. Etwas ist da, das ich nicht schon verfügbar habe, in das ich mich sprechend hineinbewegen muß, suchend und in Bildern und immer vorläufig, und immer sagt jeder Ausdruck, den ich finde zugleich, daß er nichts sagt ... Die Worte des Glaubens sagen nicht „etwas“, sondern suchen, sie bilden im Sprechen ein Beziehung ab, einen Sog, eine Strömung vielleicht, in die die Seele geraten ist mit dem Wort „Gott“.

3. Sprachnot: Die innere Sprache

Eine innere Veränderung in unserer Zeit kommt hinzu. Glaube und Religiosität lassen sich im Empfinden vieler Menschen nicht mehr in Systeme bringen, nicht mehr verlässlich in Aussagen, in Dogmen verfestigen. Ein Modus der Wahrnehmung hat sich da verändert: Wir spüren in allen religiösen Bildern, deutlicher als je Menschen vor uns, den Raum hinter den Bildern, das Unsichtbare. Wir spüren ebenso deutlich, daß jede Aussage von Gott soviel zeigt, wie sie verbirgt. Viele Menschen können nicht mehr so glauben, als sei die Religion ein objektiver Welthorizont, als seien etwa die gottesdienstlichen Riten nach der Art gegeben, wie Regen fällt oder der Winter kommt. Nein, wir suchen Resonanzen im Inneren. Wir wollen und müssen bewegt und berührt sein. Notwendig hat Glaube für uns etwas mit einer inneren

Erfahrung zu tun, in aller Offenheit – denn unsere Seele ist, so das Empfinden des modernen Menschen, unendlich tief und offen geworden.

4. *Paulus*

Sprachnot also, das ist unsere Situation. Ich denke: eine glückliche Situation! Denn sie führt uns zurück an den Anfang, in die Frühe, in das erste Sprechen, das nie zu einem Ende kommt. Schauen wir in die Bibel. Einer der ersten Sprachfinder im Sprachverlust war Paulus. Ich habe mich mit Paulus sehr beschäftigt, weil ich bei ihm etwas gefunden habe, was mir nah ist: einen zutiefst verunsicherten Menschen, verstört von einem Ereignis, das ihm jedes Verständnis seiner selbst raubte, das ihn sich selbst obsolet machte und ihn zwang neu zu buchstabieren, was das überhaupt sei: ein Mensch in der Zeit. Ich will das an einer Stelle genauer zeigen (darüber habe ich ein Buch geschrieben: „Korinthische Brocken“ heißt es): Paulus schreibt im Ersten Korintherbrief: *Denn das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft./Denn es steht geschrieben: „Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.“*

Was ist für Paulus das „Wort vom Kreuz“? Was sagt es? Wenn es sich dabei um Sprache handelt, dann um keine in einem vertrauten Sinn. Ich will einen Vergleich heranziehen. Es gibt in dem Buch „Atempause“ von Primo Levi eine Stelle, wo er von einem Kind spricht, Hurbinek genannt, das ihm nach der Befreiung in Auschwitz begegnete. „Es war ungefähr drei Jahre alt, niemand wußte etwas von ihm, es konnte nicht sprechen ... Er war von den Hüften abwärts gelähmt, und seine Beine, dünn wie Stöckchen, waren verkrümmt; aber seine Augen, eingesunken in dem ausgezehrten dreieckigen Gesicht, funkelten erschreckend lebendig, fordernd und voller Lebensanspruch, erfüllt von dem Willen, sich zu befreien, das Gefängnis der Stummheit aufzubrechen.“ Und da beginnt Hurbinek ein Wort zu artikulieren, ständig und immer wieder. Es klingt wie „maß-klo“ oder „matischlo“. Niemand wußte, was das Wort sagt ... – und von eben der Art ist das, was Paulus das Wort vom Kreuz nennt. Etwas wie „maß-klo“, Laute ohne bestimmbaren Sinn, die eine Lücke markieren, einen Ausfall in der Orientierung durch Worte. Hier wird etwas gesagt, indem es nicht gesagt wird. Ein sterbendes Kind spricht nach innen, preßt Laute hervor. Solcherart Ausdruck ist Paulus auf der Spur. Denn das „Wort vom Kreuz“ hat seine Wahrheit nicht in dem, was es sagt – es spricht von einer Unmöglichkeit zu sprechen angesichts dessen, was geschehen ist, des entwürdigenden Sterbens des Messias. Da gibt es keine Worte mehr.

Das „Wort vom Kreuz“ bezeichnet den Moment, in dem Sprache verloschen ist, verstummt, und erst stammelnd entsteht, auf dem Grund des Unsagbaren. Es ist der pure Unsinn für die, die es einordnen wollen in ihr sprachliches Selbstverständnis. Da ist die Weisheit der Weisen zunichte. Das „Wort vom Kreuz“ – das hieß für Paulus: einer Sinnlosigkeit zu folgen. Tod des menschgewordenen Gottes am Kreuz – was soll das auch heißen? War denn der Gott tot? Und was hieße dann die Vokabel „Gott“, wenn sie so manipulierbar wäre? Die Predigt des Paulus gründet auf der puren Annahme, der unbegründbaren Überzeugung (einer Art transzentalem Instinkt), daß – um in dem bildlichen Resonanzraum zu bleiben – „maß-klo“ etwas bedeutet. Den Schriftgelehrten ist das Wort unbekannt, den Weisen ist es nicht entschlüsselbar. Paulus, der Stotterer, kann nur auf eine Lücke hinweisen mit seinen Worten, auf ein Raunen im Hintergrund. Der Glaube, so Paulus, die „Gotteskraft“ derer, die „selig werden“, bezieht sich nicht auf Aussagen oder auf Informationen in der Sprache, er bezieht sich auf eben das Ungesagte, das die Sprache einerseits zum Zeichensystem entzaubert und sie anderseits, im gleichen Atemzug, bis zum Mysterium des Sinns auflädt. Es heißt: „maß-klo“. Oder: „Kreuz Christi“. Mehr gibt es nicht.

5. Jetzt

Ich lenke zu Paulus, weit zurück, nicht weil ich die Fragen der Gegenwart fliehen will, sondern weil ich dort Antworten finde, die das Wesen meiner Zeit zeigen. Man kann ja nur dann etwas von seiner Zeit erkennen, wenn man zwar ihr Kind ist, aber nicht ganz in ihr zu Hause. Sonst treibt man nur blind in einer Strömung, oder steht selbstgefällig als unbeteiligter Beobachter am Ufer, bleibt außerhalb, wie ein Religionswissenschaftler etwa von seinem vermeintlichen „Gegenstand“ spricht – beides sind Positionen, die eher verdunkeln als erhellen.

Was erkenne ich vom biblischen Ursprung her in unserer Zeit? Folgendes (und noch etwas mehr ... Ahnung von Dingen, die sich meinen Augen weitestgehend entziehen ...)

Erstens: Eine bestimmende Gefahr im heutigen Christentum ist es, sich selbst im Konzert konkurrierender ideologischer Systeme als Weltanschauung darzustellen. Das Christentum tritt heute leider weitestgehend so auf, als wäre es eine plausible Weltdeutung, als bezöge es sich auf Fakten der Wirklichkeit, die nun in einem christlichen Sinne klar und verlässlich angeordnet seien, so als könne man von den Dingen des Glaubens so sprechen wie von Entwicklungen der Wirtschaft oder von Politik oder sozialer Gerechtigkeit. Aber das ist unsachgemäß und führt in die Irre: Religiöse Sprache ist suchend, nicht erklärend. Religiöse Sprache ist öffnend, nicht benennend. Sie ist im Wesen poetisch, nicht begrifflich. Die Kirche

kann nicht so sprechen, wie eine Partei oder eine bestimmte Interessenorganisation. Sie hat ja streng genommen nichts zu sagen. Ihre Botschaft, wenn man denn davon sprechen will, ist nicht „etwas“ in den Worten, sondern eben die Art der Worte selbst, deren Suchbewegung – wie die Worte von Liebenden etwa ihre Wahrheit nicht darin haben, was sie sagen, sondern wie sie es sagen.

Daher zweitens: Religiöse Rede wird dort überzeugend und kraftvoll, wo sie ihre eigene Unsicherheit zeigt. Wer im Angesicht Gottes nicht nach Worten ringt, hat nichts begriffen oder ist ein Scharlatan. Religiöses Sprechen ist eine Suche nach Worten. In immer neuen Metaphern und Bildern bewegt es sich hinein ins das Unsagbare, in den unendlichen Horizont Gottes.

Drittens, und das betrifft unseren religiösen Ort, heute. Die gläubige Existenz tritt heute „hinaus“ in eine „dunkle Nacht“, wie es einst der Mystiker San Juan de la Cruz beschrieb. Sie hat kaum feste Koordinaten mehr, kaum begriffliche Ordnungen, die weiter tragen könnten als in die triste Behaglichkeit einer Weltanschauung, sie hat keine unwidersprochenen Institutionen des Heils mehr, ja, oft nicht einmal mehr Führer im Ominösen, denen man trauen könnte. Der Gläubige muß hinaus, für sich und gefährdet, auf eine Begegnung zu, die völlig offen ist und unkalkulierbar in den Folgen. Was treibt diese Bewegung hinein „in die dunkle Nacht“ und von dort her auf uns zu? Nichts, was es gibt. Nichts, was sich sagen läßt. Und davon kann ich nun auch nicht mehr in der Sprache reden, in der ich jetzt spreche, also in ordnenden Sätzen. Nein, dazu brauche ich eine andere Art und Weise des Sprechens, denn es geht um Erfahrungen, die noch nicht sprachlich geordnet sind, für die mir die Worte fehlen. Für mich persönlich ist das übrigens der Ort des Gedichtes. Das Gedicht entsteht dort, wo mir die Worte fehlen und ich doch nicht schweigen kann. Es dringt in tiefere Regionen der Sprache. Gedicht und Gebet sind so gesehen enge Verwandte.

So lese ich jetzt zwei ganz kurze Gedichte, bevor ich mich mit Ihnen in die hoffentlich rege und kontroverse Bewegung eines Gesprächs begebe. Die beiden Gedichte hängen zusammen und sprechen, ausgehend von einer Sturmacht über den Elbauen bei Dresden, meiner Heimat, von Erfahrungen, die man religiös nennen kann oder auch arreligiös, egal, denn genau in dieser Spannung, in der Spannung zwischen Glauben und Zweifel, haben wir uns heute zu bewähren. Wenn man so will, ist das Zeugnis heutigen Christseins, unser *Martyrium*, das des Zweifels, der brüchigen Gewißheiten und darauf antworten können wir nur mit dem unglaublichen Wagnis einer gläubigen Existenz ohne alle Absicherungen:

Gott sei in mir? Ein reines, leeres Feld,
das nichts behält? Das alles durchläßt? Spuren
der Sturmnight, Äste? Eine der Figuren
liegt angespült in ihrer fremden Welt?

Die Pfähle und die Masten, ferne Striche,
und immer ferner, wo nur ende ich?
Ich weiß nicht, wer das Schweigen jetzt noch bricht.
Ich wiederhole sorgsam nur die Striche.

Du bist die Aussicht und du bist das Auge,
das über Auenland und Sümpfe streift,
ein Weg, der nicht zu gehen ist: Der Taube
hört nicht den Wind und folgt den Gräsern, greift

in Wurzelbüschel, und er fühlt sich reich.
Du bist der andere und bist derselbe.
Du bist das grüne Blatt und bist das gelbe.
Du bist, der bleibt, und der, der immer weicht.